

# Die Bücherapotheke

Erhard Taverna

Genügt es allein, die Fachsprache der Medizin zu kennen? Oder haben Büchernarren mehr vom Leben, weil sie auch mit den Köpfen anderer Menschen denken? Können Texte Leiden mindern, Kräfte wecken und sogar das Sterben erleichtern? Rund siebzig Kongressteilnehmer haben in Davos an einem Workshop der Lungeliga Zürich über die therapeutischen Chancen und Risiken des Lesens und Schreibens nachgedacht.

Zwar mochte niemand bestreiten, dass Schreiben das eigene Sprachgefühl entwickelt. Trainingshilfen wie das assoziative Clustern zur Themensuche oder der strukturierte Ideenbaum zum Sammeln und Ordnen mochten willkommen sein. Doch allen Angeboten, Anekdoten und Fachbüchern zum Trotz endeten alle Diskussionen immer wieder bei der Literatur und ihren Möglichkeiten. Beschränkt sich die Bibliothektherapie auf Empfehlungen für unsere Patienten oder brauchen wir sie besser zu unserem eigenen Wohl? Gibt es zu jeder Diagnose und jedem Störungsbild die passende Novelle, das heilende Gedicht, den klärenden Roman? Natürlich kann für jedes Organsystem das Werk eines Autors, eines selber Betroffenen oder eines Angehörigen zitiert werden: Maxi Wander und Franca Stein zum Karzinom der Mamma, Peter Noll zu jenem der Blase, Fritz Zorn für das maligne Lymphom, Silvia Plaths Tagebücher als Beispiel für die Qualen der Depression oder Bayleys Elegie für Iris Murdoch zur Alzheimer-Erkrankung. Die Kursteilnehmer finden in diesen Schilderungen einen möglichen Erzählrahmen für die Probleme ihrer Patienten, eine Lebenshilfe im Angebot von Vergleichen, Identifikationen, Sachhilfen und Erklärungsmustern. Doch diese Bücher sollen nicht nur authentisch und sachlich sein, sie sollen auch ohne metaphorische Schuldzuweisungen und falsche Versprechungen auskommen. Wenn sie die Leserinnen und Leser überfordern, lösen sie Ängste aus. Etwa durch übermächtige Vorbilder oder detaillierte Schilderungen aller möglichen Spätfolgen und Komplikationen. Im Gegensatz zu Arzneimitteln ist der Eigenkonsum Voraussetzung für die Abgabe. Wer nicht Bücher aus eigener Erfahrung als existenzielle Hilfe schätzengelernet hat, soll auf diese Therapie-

mittel verzichten. Sie sind auch kein Ersatz für ein Gespräch, sie sind ganz im Gegenteil eine Einladung für eine vertiefte Auseinandersetzung. Die Literaturlauswahl ist immer individuell anzupassen und Ausdruck persönlicher Vorlieben; allgemeingültige Rezepte gibt es nicht. Adolf Muschg hat in seinen Frankfurter Vorlesungen «Literatur als Therapie?» über das Heilsame und Unheilbare nachgedacht, über das Schreiben als Lebensersatz, als Spielanleitung für das Erfüllbare und das Unerfüllbare und über das Wortemachen als Selbstschutz. Lebenshilfe sei kein mögliches Ansinnen an ein Kunstwerk, doch es sei das stärkste bekannte Stimulans des «Möglichkeitssinns»: «Denn eine Therapie, die ihren Namen verdient, führt zur Lebenskunst; und eine Kunst, die ihn verdient, steigert die Lebensfähigkeit.»

Wenn wir als Ärztinnen und Ärzte die Berichte von Erkrankten und Behinderten ernst nehmen, sind sie Lehrbücher. Nur allzu oft spiegeln sie Defizite. Schlechte Umgangsformen (Wander, Stein), verdrängte Ängste (Noll), gesellschaftliche Mängel (Zorn) oder Grössenwahn gepaart mit Dummheit (Molière, Romain). Im Licht der Klassiker stehen wir nicht besonders gut da. Wer darüber Trost braucht, findet ihn zuverlässig in der Scheinwelt einer ewig sich erneuernden Trivialliteratur. Oder er vertieft sich in die Werke jener Kolleginnen und Kollegen, die selber Literatur geschrieben haben. Es ist eine lange Liste bekannter Namen wie Bamm, Döblin und Benn, aber auch Schiller, Tschechov, Carrossa, der Erfinder des Sherlock Holmes und Esther Vilar haben einmal Medizin studiert.

Ob das Gespräch die Leselust gefördert und den Praxisalltag bereichert hat, werden wir wohl nie erfahren. Dass die Chancen die Risiken übertreffen, darin waren sich alle einig. Das richtige Lesen «ad usum proprium» wirkt gegen die Berufskrankheit des röhrenförmigen Denkens und fördert das seelische Gleichgewicht. Ein Buch muss, nach Kafka, die Axt sein für das gefrorene Meer in uns. Oder romantischer mit Josef von Eichendorff gesagt: «Schläft ein Lied in allen Dingen – Die da träumen fort und fort – Und die Welt hebt an zu singen – Triffst Du nur das Zauberwort.»